



*Auch das war schön*



*Kommt das wieder?*



*Die Frauenrechtlerin*



*E. Marlitt*

Tyrannie der Liebenswürdigkeit und ihrer ehernen Eheauffassung weit gefährlicher als das vom Gleichwertigkeitstrieb besessene Mannweib. Gefährlich gebärden sich diese Frauen, die das Problem der Geschlechter mit der Schere des Friseurs zu lösen hoffen, nur so lange, wie man ihnen widerspricht — was ja auch anderen Frauen gegenüber gefährlich sein soll. Als ihnen aber die Weimarer Verfassung die Erfüllung ihrer Forderungen brachte und sie im Bubikopf und brillenbewehrt ihren Einzug in den Reichstag hielten, da zeigte sich, daß sie in der eigentlichen Kunst der Rede, nämlich dem Parlamentarismus, dem Manne doch nicht gewachsen waren, so sehr sie ihm im ehelichen Parlamentarismus durch die Waffe der Gardinenpredigt auch überlegen sind. Und zwar sicher schon seit den Tagen der braven Xanthippe, ohne die Sokrates es nie zu seinem philosophischen Ruhm gebracht hätte. Zwar ist er nachweislich ein großer Bummelante gewesen, mit dem es auch eine andere Frau nicht leicht gehabt hätte, zumal er das Geld, das er nicht verdiente, mit gleichgesinnten Kumpanen, wie dem Philosophen Plato und dem jungen Alkibiades, einer bekannten Zierde aller Nachtbars von Athen, verjubelte, statt es zu Haus abzuliefern. Xanthippe aber war, nach allem, was wir von ihr wissen, ein normaler Hausdrache von erheblichen Dimensionen mit einem Dutt wie eine Pariser Portierfrau, aber sicher nicht mit einem Bubikopf und Emanzipationskomplexen, wie Frau Aspasia, bei der, wie berichtet wird, auch Sokrates ein Privatissimum in der ars amandi gehört hat. Gegen die Liebe, selbst zu einem umgekehrten Adonis wie Sokrates, hat sich der Bubikopf im alten Athen so wenig wie heutzutage als Vorbeugungsmittel bewährt.

Das lange Haar als Schmuck und gewissermaßen bestimmender Charakter der Frau hat früher eine größere Rolle gespielt als heute. Nach dem Sachsenspiegel galt eine Frau als entehrt, wenn ihr das Haar von einem Manne gelöst worden war, woraus zu schließen ist, daß bei den Männern eine uns heute nicht mehr ganz verständliche Neigung bestanden hat, das zu tun. Und Fräulein Lorelei hat sich auf dem nach ihr benannten zugigen Felsen in dem Rheintal ihr Haar auch nicht deshalb mit goldenem Kämme gekämmt, weil sie keinen anderen Platz für ihren Frisiertisch hatte, sondern weil es ihr ein riesiges Vergnügen machte, zu sehen, wie es bei ihrem Anblick den Schiffer im kleinen Kahn „mit wildem Weh“ ergriff und er, statt sich um seinen Kahn zu kümmern, „nur hinauf in die Höh“ schaute. Gesellschaftlich war sie überhaupt nicht auf der Höhe. Denn zu der Zeit, als Heine diese betrübliche Geschichte in Verse brachte, galt es doch als sehr unpassend, eine junge Dame bei der Toilette derart anzustarren, ganz abgesehen davon, daß Fräulein Lorelei, wenn sie eine wohlerzogene junge Dame gewesen wäre, sich sicher einen etwas mehr abseits gelegenen Platz für ihren Schönheitssalon ausgesucht hätte. Aber schließlich ist das bei einer Frau verzeihlich. Denn es ist letzten Endes doch nur ein Ausfluß der weiblichen Gutherzigkeit, wenn eine Frau das Schöne, das sie besitzt, auch der Allgemeinheit, besonders der am meisten dafür interessierten männlichen Allgemeinheit zugänglich macht.

Weshalb die goldenen oder rabenschwarzen Locken derart im Liebeskurs gesunken sind, ist schwer zu sagen. Möglicherweise hängt das mit der Surrogat- oder Ersatzwirtschaft zusammen, die die Frauen eingeführt haben, um die Schönheit ihres Haares zu heben und dort vorzutäuschen, wo sie mangelt — die Schönheit sowohl wie die Haare. An sich wäre ein solches Verfahren kaum zu beanstanden, wie ja auch der bekannte Spezialist auf dem Gebiete menschlicher, nicht nur weiblicher Eitelkeit — nicht König Salomo, sondern Wilhelm Busch — die Schönheitskorrekturen, die die Fromme Helene an ihren gelichteten Locken vorgenommen hat, mit der ausdrücklichen Begründung gebilligt hat: „Denn Schönheit wird durch Kunst gehoben.“ Aber vielleicht war